

FVF  
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG  
Jahrbuch 2004

Vormärz und Exil  
Vormärz im Exil

AISTHESIS VERLAG

AV

Kuratorium:

Erika Brokmann (Detmold), Birgit Bublies-Godau (Bochum), Claude Conter (Luxembourg), Norbert Otto Eke (Amsterdam), Jürgen Fohrmann (Bonn), Martin Friedrich (Berlin), Bernd Füllner (Düsseldorf), Detlev Kopp (Bielefeld), Rainer Kolk (Bonn), Hans-Martin Kruckis (Bielefeld), Christian Liedtke (Düsseldorf), Carsten Martin (Dortmund), Harro Müller (New York), Maria Pörmann (Köln), Rainer Rosenberg (Berlin), Peter Stein (Lüneburg), Florian Vaßen (Hannover), Michael Vogt (Bielefeld), Fritz Wahrenburg (Paderborn), Renate Werner (Münster)

FVF  
FORUM VOMÄRZ FORSCHUNG

Jahrbuch 2004  
10. Jahrgang

Vormärz und Exil  
Vormärz im Exil

herausgegeben von

Norbert Otto Eke und Fritz Wahrenburg

AISTHESIS VERLAG

Das FVF im Internet: [www.vormaerz.de](http://www.vormaerz.de)

Bibliographische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Das FVF ist vom Finanzamt Bielefeld nach § 5 Abs. 1 mit Steuer-Nr. 305/0071/1500 als gemeinnützig anerkannt. Spenden sind steuerlich absetzbar.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen.

Redaktion: Detlev Kopp

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2005  
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld  
Satz: Germano Wallmann, [info@geisterwort.de](mailto:info@geisterwort.de)  
Druck: DIP Digital Print, Witten  
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-89528-526-9  
[www.aisthesis.de](http://www.aisthesis.de)

Inge Rippmann (Basel)

„Welch ein schönes Land und welche häßlichen Menschen“

Ludwig Börne in der vormärzlichen Schweiz

„Welch ein schönes Land und welche häßlichen Menschen“ (5/750)\* – ob dieses bewußt kontrastierende Votum als repräsentativ für Ludwig Börnes Eindruck von der Schweiz gelten kann, wird zum Ende der folgenden Ausführungen deutlich werden. Es wird dann noch einmal zurückzukommen sein auf den hier zitierten Brief, den Börne im Sommer 1834 aus Paris an die aus der Schweiz zurückgekehrte junge Dichterin Eliza Sloman gerichtet hatte. (5/750)

Die Schweiz werde ich im folgenden, was im Vormärz naheläge, nicht eigentlich als Exilland ansprechen; vielmehr wird gefragt werden, wie ein Pariser Exilant in den Jahren nach 1830 die Schweiz als Tourist erlebte. In der noch immer bescheidenen Börne-Forschung ist diesem Aspekt bislang kaum Rechnung getragen worden.

Zum Exilland wird die Alpenrepublik erst im Verlauf der 30er und 40er Jahre des 19. Jahrhunderts. Besonders der grenznahe Raum Zürich wurde zum Sammelbecken deutscher Emigranten und Flüchtlinge. Ich erinnere nur an Georg Büchner, an den kämpferischen Mineralogen Julius Fröbel, an den pathetisch auftretenden August Adolf Ludwig Follen, einst Führungsfigur der Gießener „Schwarzen“, als naturalisierter Schweizer schon 1832 im Großen Rat des Kantons, an den radikalen Exburschenschafter Georg Fein, 1834 Redakteur an der „Neuen Zürcher Zeitung“, vor allem an den zum Kreis um Wilhelm und Caroline Schulz zählenden jungen Dichter und Deserteur Georg Herwegh, der in dem von Fröbel mitgegründeten „Literarischen Comptoir“ eine neue Plattform für seine politisch provokative Lyrik fand. Neben anderen an die neugegründete Zürcher Universität berufenen deutschen Dozenten ist besonders an ihren ersten Rektor, Lorenz Oken zu denken, für den nach seiner 1819 erfolgten Suspendierung vom Jenaer Lehramt der damalige Redakteur der *Zeitschwinger*, Ludwig Börne, als Zeichen der Solidarität

---

\* Börne-Zitate werden im laufenden Text mit Band- und Seitenzahlen zitiert nach *Ludwig Börne, Sämtliche Schriften und Briefe*, hg. von Inge und Peter Rippmann. 5 Bde, Düsseldorf/Darmstadt 1964/68.

eine Sammlung ins Leben gerufen hatte. (1/1010f.) Vor allem im Umfeld des Ehepaars Schulz war in jenen Jahren Börnes Stimme noch nachhallend zu vernehmen: Herwegh wandte sich 1840 mit Empörung gegen Heines eben erschienene *Denkschrift* und band Börne in sein bekanntes Huldigungsgedicht auf Büchner ein.<sup>1</sup> Doch wäre der 1837 in Paris verstorbene Börne kaum den Weg der radikalisierten Junghegelianer mitgegangen, die sich nach dem Skandal um die David Friedrich Strauß treffende Verweigerung des Zürcher theologischen Lehrstuhls (den „Züriputsch“ oder „Straußenhandel“) auch als militante Atheisten outeten.

Nach dem kurzen Ausblick auf die Zeit um 1840 kehren wir zurück in die Jahre nach 1830, in denen die Wellen revolutionärer Unruhe von Paris aus durch Europa liefen.

Eigentlich [...] haben Sie noch niemals eine poetische Reise gemacht. Sie haben weder die Schweiz noch Italien noch England, Schottland, noch Irland gesehen. Ich denke, wenn die politischen Stürme einmal etwas nachgelassen haben werden, wird es vielen und gewiß auch Ihnen Bedürfnis sein, sich von dem weltlichen Treiben in einer schönen großartigen Natur zu erholen. (5/851)

Als Jeanette Wohl von Frankfurt aus dem Freund Börne diese Zeilen nach Paris schreibt, wird dort gerade, am 24. Dezember 1830, das Urteil im Prozeß der Minister Karls X. gesprochen, das die Stadt in höchsten Alarmzustand versetzte. Gleichzeitig hielten die revolutionären Erhebungen in Belgien wie der verzweifelte Kampf der Polen Börne wie alle Liberalen in Atem. „Ich weiß gar nicht, wohin ich mich wenden soll“, schreibt Börne in den Tagen, in denen die Funken der Juli-Revolutionen nach allen Seiten überspringen und selbst die Schweiz revolutionäre Signale ins angrenzende Badische sendet. (3/86) „Gewiß gibt es keinen Minister in Europa, der so beschäftigt ist wie ich“, ironisiert der manische Zeitungsleser seine eigene Erregtheit. (3/86) Das Wissen um diese seine krankhafte Reizbarkeit hatte in Jeanette, angeregt durch die Lektüre der *Briefe eines Verstorbenen*, den Wunsch nach einer „poetischen“, politikfernen, oder, um mit Goethe zu sprechen, „wundersam zwecklosen“ Reise auch ihres Freundes geweckt.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> *Herweghs Werke*, Berlin/Weimar 1967, S. 90.

<sup>2</sup> Jeanette Wohl hielt Heine für den Autor der anonym erschienenen, von ihr hochgeschätzten *Briefe eines Verstorbenen*; mit der Bemerkung: „es wird Ihnen schwer werden, ihn zu erreichen“ (5/851), suchte sie Börne zu einem neuen Reisewerk zu animieren. – Goethes Besprechung der *Briefe eines Verstorbenen*. In: *Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik* 59, Sept. 1830, Sp. 468-472.

Noch war Börnes wie Heines Paris-Aufenthalt nicht als Exil zu betrachten. Man wollte zunächst näher am Zentrum der weltgeschichtlichen Ereignisse sein, wollte unmittelbar gestreift werden vom Atem der neu eroberten Freiheit. Zum eigentlichen Exil wird die Stadt an der Seine für die deutschen Paris-Pilger erst durch die Frankfurter „Juli-Ordonnanzen“, die restriktiven Bundestagsbeschlüsse vom Juli 1832, dem Zeitpunkt von Börnes Einreise in die Schweiz.

Hinter ihm lagen Wochen angespanntester Arbeit für die Pariser Filiale des im Februar 1832 gegründeten Zweibrücker Pressvereins, für den er sich in Flugblattaktionen, Kommissionssitzungen wie als wortmächtiger Agitator engagiert hatte. „Ich habe die größte Sehnsucht, einmal aus diesem nordischen Klima der Politik und des Verstandes zu wandern und unter einem Himmel der Natur und Kunst zu atmen“ (3/334); so hatte Börne schon im November 1831 geseufzt, während er mit Ungeduld auf Erscheinen und Wirkung seiner (sofort verbotenen) Winterbriefe des letzten Jahres wartete. Ende März 1832 kann er endlich Paris verlassen, um – nicht wie der ängstlichen Freundin angegeben – via Straßburg nach Zürich zu reisen, sondern seiner gewohnten Frühjahrsresidenz Baden-Baden zuzustreben. Immer noch unbehelligt von den Bundesorganen reist er im Mai nach Hambach, läßt sich am Rande des „Nationalfests der Deutschen“ als einer der führenden Initianten der deutschen Freiheitsbewegung feiern und verbringt darauf noch einige Wochen in Freiburg in engem Kontakt mit den liberalen Gesinnungsfreunden, den dortigen Professoren und badischen Abgeordneten.

Die Folgen des ersten demokratischen Volksfests in der Pfalz sind bekannt: Verfolgung und Verhaftung der Initianten, Vereins- und Versammlungsverbot, Rücknahme des liberalen badischen Pressegesetzes, Lehrverbot für die Professoren Rotteck und Welcker als Promotoren der freien Presse. Die „Juli-Ordonnanzen“ lassen Börnes Freiburger Wochen zu letzten Begegnungen auf deutschem Boden werden. Mitte Juli fährt er, wie immer im eigenen Wagen und begleitet von seinem Diener Conrad, über St. Blasien und Schaffhausen nach Zürich.

Es ist aufschlußreich, Börnes Reiseerfahrungen seine theoretische Sicht und Ansicht der Eidgenossenschaft vorauszuschicken, in der sich historisches Interesse, Mythos und Kritik auf die seit Ende des 18. Jahrhunderts bekannte Weise mischen.<sup>3</sup> Daß Börne, selbst wiederholt eine

---

<sup>3</sup> Günter Oesterle: Die Schweiz. Mythos und Kritik. Deutsche Reisebeschreibungen im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts. In: *Helvetien und Deutschland*.



Reise in die Schweiz planend, sich von aktuellen Schweizer Reiseberichten angezogen fühlte, lag nahe. Während seines ersten längeren Paris-Aufenthalts zu Anfang der zwanziger Jahre wandte er sich unter doppeltem Gesichtspunkt den Reisewerken des konservativen, von ihm als Opportunist enthüllten Pariser Archäologen und Historikers Raoul-Rochette zu. Dessen breitgefächerte, Landschaft wie politische Struktur der Alpenrepublik berücksichtigende *Lettres sur la Suisse* provozierten Börnès Lob ob ihres antiromantischen Stils, wurden jedoch als raffiniertes Spiel zwischen aufklärerischem Fortschrittsdenken und traditionsverhaftetem Revolutionshaß entlarvt. Hier galt Börnès Augenmerk in erster Linie der Analyse der zwiespältigen französischen Geschichtsschreibung und erst in zweiter Linie der Schweiz selbst. Die Schilderungen der alpinen Landschaft allerdings scheinen bereits seine eigene latente Sehnsucht nach einem Ausbrechen aus bürgerlicher Enge in eine als Inbild archaischer Freiheit empfundene ungebändigte Natur geweckt zu haben.

Dieser allgemeinen Reisebeschreibung ließ der gleiche Autor, Raoul-Rochette, eine *Histoire de la Révolution Helvétique* folgen, eine Darstellung jener Periode, in der unter Mißachtung der noch in der Tagsatzung von 1792 bekräftigten eidgenössischen Neutralität schweizerisches Territorium mehr und mehr zum Kriegsschauplatz der europäischen Mächte wurde. Wie er es oft in seinen Kritiken zu tun pflegte, leitete Börnès mit seiner eigenen Sicht des Themas die des vorzustellenden Autors ein. Ehe er Raoul-Rochette zu Wort kommen läßt, entwirft der Rezensent selbst eine Skizze der widerstreitenden epochalen Kräfte und Mächte, die seine Vertrautheit mit der alle Widersprüche der Zeit offenbarenden revolutionären Periode der Eidgenossenschaft verrät:

Eine erhabene Natur, im Kampfe gegen den erhabenen Trotz der Menschen und von diesem besiegt; Krieg in Abgründen, wo Sturzbäche wüten, und Krieg in den Wolken, wo der Adler wohnt; einfacher Hirten kindlicher Sinn, umstrickt von den Ränken abgefeimter Diplomatie, das Netz bald zerreißend, bald sich in ihm fangend; aristokratischer Übermut dem Volke und aristokratische Feigheit dem Feinde gegenüber; Republikaner, heillose Götzendienstler eines Fratzenbildes ihrer Phantasie, des Volkes Freiheit verratend, und altehrwürdige Patrizier, Macht gewohnt, die Freiheit des Volkes verteidigend; alles was die neuere Kriegskunst

Ausgebildetes hat, in Verbindung mit dem, was die ältere Rohes hatte; und endlich die Freiheit der Schweiz, stark gerüttelt, sich durch ihre eigene Schwerkraft erhaltend – das ist der Stoff, der sich einem Geschichtsschreiber der schweizerischen Revolution darbietet. (2/478f.)

Börne, mit den Quellen des französischen Geschichtsschreibers nicht unbekannt, teilt dessen Meinung von Napoleons Verdienst, der Schweiz durch die Mediationsakte von 1802 den Frieden wiedergegeben zu haben; gleichzeitig nimmt er die Gelegenheit wahr, über die in seinen Augen paradigmatische Rolle der Berner Aristokratie den Stab zu brechen:

Die Aristokratie ist überall und zu jeder Zeit die nämliche. Sie hat kein Vaterland, sie hat nur Untertanen. Jedes Volk, das von einer Aristokratie beherrscht wird [...], wird in jedem Verteidigungskriege besiegt werden. Denn da stehende Heere ein Land nicht zu schützen vermögen, sondern dieses nur das Volk in Masse vermag, opfert die herrschende Aristokratie lieber das Land auf, als daß sie einen Widerstand des Volkes in Anspruch nähme [...]. Weil aber der Feind [...] keine bessere Herrschergehülfen finden kann als in der einheimischen Aristokratie, wird diese an Macht immer so viel gewinnen, als das Volk an Freiheit verliert. Darum hatte sich Bern gegen die andringenden Franzosen so unentschlossen und feige benommen, und darum hatte es, trotz seiner Schwäche, in dem Untergange der schweizerischen Freiheit einen Zuwachs seiner Macht gefunden. (2/483f.)

Unabhängig von seiner in diesen Rezensionen zutage tretenden Kenntnis der neueren Schweizer Geschichte kann man aus Börnes verstreuten Bemerkungen das bekannte Klischee von Treue, Frömmigkeit, Freiheitsliebe und Heimatverbundenheit des Schweizers herauslesen, das abstrakte Ideal einer unverdorbenen vorindustriellen Gebirgsbevölkerung; ausgeklammert wird in diesem Idealbild die oben angesprochene, für die Eidgenossenschaft keineswegs unproblematische oder gar rühmliche revolutionäre Periode; hier spielt ein Verdrängungsmechanismus eine Rolle, der selbst in der schweizerischen Geschichtsschreibung bis ins 20. Jahrhundert hinein die Periode der Helvetik marginalisieren ließ.<sup>4</sup>

---

<sup>4</sup> Kurt Jenny: Die Helvetik – Meilenstein auf dem Weg vom Ancien Régime zum modernen Bundesstaat. In: *Blicke auf die Helvetik*, hrsg. von Christian Simon. Basel 2000, bes. S. 95f.

Mit den Gründungsgeschichten der Eidgenossenschaft beschäftigt sich Börne erst im Spätsommer 1832 beim Besuch ihrer Schauplätze. In den Jahren zuvor richtet sich sein „schweizerisches“ Interesse praktisch nur auf die Figur des Tell, wie Schiller sie dramatisiert hatte. Ob ihm zu dieser Zeit schon die Rolle der Tell-Gestalt im Frankreich der Revolutionsjahre bekannt war, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. 1790 wurde Tell als eigentlicher Urheber der schweizerischen Befreiungsbewegung im Jakobinerclub gefeiert, der Rütlichswur am ersten Jahrestag des Ballhaus-Schwurs mit diesem verglichen, 1792 schon wurde Tell zum Symbol der Revolution schlechthin erhoben, und bei dem Fest der Vernunft im Jahr 1793 erhielt er einen Ehrenplatz unter den neuen „Heiligen“ der Revolution.<sup>5</sup>

Doch zurück zu Schillers *Tell*, dem in Frankreich ein gleichnamiges Schauspiel Antoine Marin Lemierres um zwanzig Jahre vorausgegangen war. Bekannt ist Börnes kritischer Essay „Über den Charakter des Wilhelm Tell in Schillers Drama“, den er 1828 in der Erstausgabe seiner *Gesammelten Schriften* publizierte (1/397-403). In einer im Schlußabsatz wiederholten Captatio benevolentiae suchte Börne den Autor Schiller geradezu zu kontrastieren mit seinem „Helden“, dessen Bild er ins Kleinlich-Bürgerliche, Untertänig-Bedenkliche und, wie es Hans Mayer nennt, von „betuliche[r] Eigenbrötelei“ gezeichnet findet.<sup>6</sup> Das Unbehagen, das Börne dem Drama gegenüber zu erkennen gibt, wird auf die Hauptfigur fokussiert, ohne daß das dramaturgische Problem der doppelten Handlungsführung, die des Einzelkämpfers neben der der Volkshandlung, Erwähnung findet. Doch artikuliert Börne sein Mißbehagen in einer grundsätzlichen Überlegung zur dramatischen Bearbeitung eines historischen Stoffs:

Der dramatische Dichter, der einen geschichtlichen Stoff behandelt, kann eine *wahre* Geschichte nach seinem Gebrauche umodeln; denn es schadet der Geschichte nicht, man kennt sie, und sie bleibt doch geschehen, wie sie geschah. Eine geistige *Überlieferung* aber darf er niemals ändern. Diese besteht nur durch den Glauben und wird zerstört, wenn der Glaube umgeworfen oder

<sup>5</sup> Ricco Labhardt: Tells revolutionäre und patriotische Maskeraden. In: *Du. Kulturelle Monatschrift*. *Tell in der weiten Welt*, August 1971, S. 577-589. Vgl. auch I. R. *Börne-Index*, Art. Lemierre, Berlin/New York 1985, Bd. 1, S. 438f.

<sup>6</sup> Hans Mayer: Schillers Dramen – für die Gebildeten unter ihren Verächtern. In: *Schillers Werke*, Bd. 2, Frankfurt 1966, S. 487.

anders gerichtet wird. Eine solche Überlieferung ist das Ereignis mit Tell. (1/402)

Es scheint, als sehe Börne hier im Gegensatz zu späteren Äußerungen die Tell-Sage wie Goethe als Fabel oder „Märchen“<sup>7</sup>, in der die Gestalt des Tell als nationale Identifikationsfigur, will sie sinnstiftend bleiben, in einem moralisch überdurchschnittlichen Maß erscheinen muß. Schiller hat das seiner Ansicht nach nicht erreicht. Börnes Kritik an der Apfelschuß-Szene, mit der der menschliche Aspekt Priorität vor dem politischen bekommt, geht nun allerdings deutlich über die Kritik am Schauspiel selbst hinaus:

Ein Vater kann alles wagen um das Leben seines Kindes, doch nicht dieses Leben selbst. Tell hätte nicht schießen dürfen, und wäre darüber aus der ganzen schweizerischen Freiheit nichts geworden. (1/400)<sup>8</sup>

Mit dieser seiner sittlichen Verurteilung des Apfelschusses trifft Börne nicht Schiller, sondern den Mythos selbst, die Überlieferung also, die zu ändern er zuvor für eine dramaturgische Sünde erklärt hatte.

\*

Der Augenschein von den mit den mythischen Geschichten von Tell und den Eidgenossen verbundenen Örtlichkeiten in der Region des Vierwaldstättersees wird sich für Börne zum Höhepunkt seiner ersten Schweizerreise gestalten. Da er die Absicht, seinen Reiseimpressionen später eine literarische Form zu geben, nicht verwirklicht hat, besitzen wir mit den zum Teil saloppen bis trivialen, auf jeden Fall sehr privaten Briefen an die Freunde – Jeanette wartete gerade in diesen Wochen auf ihre Heiratserlaubnis mit Salomon Strauß – also nur das Rohmaterial sei-

<sup>7</sup> Goethe an Schiller, 14. Okt. 1797. In: *Goethe-Gedenkausgabe (GGA)*, Bd. 20, S. 440. Zu diesem Zeitpunkt dachte Goethe noch daran, die „Fabel vom Tell“ episch zu behandeln: „und es würde dabei [...] der sonderbare Fall eintreten, daß das Märchen durch die Poesie erst zu seiner vollkommenen Wahrheit gelangte, anstatt daß man sonst um etwas zu leisten die Geschichte zur Fabel machen muß.“ Vgl. dazu Börnes Sicht von der möglichen Behandlung des Tell-Stoffs als einer geistigen Überlieferung, 1/402.

<sup>8</sup> Georg Herweghs Mythoskritik in seinem Gedicht *Tell* verdankte sich offensichtlich Börnes entsprechendem Essay von 1829; vgl. G. H. wie Anm. 1, S. 11f.

nes Schweiz-Erlebens. Mit wenigen Ausnahmen, die unschwer zu erkennen sind, fehlt nicht nur der formale Schliff, sondern auch die zweifellos zu erwartende vertiefende Reflexion über das Wahrgenommene.

Obwohl also fragmentarisch, spiegeln die Briefe dieser wie auch der zweiten Reise unterschiedliche Dimensionen seiner Schweiz-Rezeption, die wir gesondert verfolgen werden: einerseits Gesellschaft und Politik, andererseits Landschaft und Geschichte. Wirtschaft und Religion scheinen kaum in seinen Gesichtskreis getreten zu sein. Will man diese Reisenotizen in Briefform, 1832 aus dem Mittelland zwischen Zürich und Luzern sowie aus der Innerschweiz, im Herbst 1833 dann aus der Romandie, zu ergänzen suchen, muß man auf seine erst zu dieser Zeit angelegte Adressenliste greifen; erst mit ihrer Hilfe läßt sich das gesellschaftliche Personal vorstellen, dem Börne auf den verschiedenen Stationen seiner Reisen begegnete.

Die erste Kontaktnahme nach seiner Ankunft in Zürich war, so tönte es jedenfalls, ein reiner Höflichkeits- oder Pflichtbesuch. Erst in der Limmatstadt hatte ihn die genaue Kunde von den Frankfurter Bundestagsbeschlüssen erreicht, die ihn nun tatsächlich zum Exilanten machten. Gerade als solcher schien er der Familie des ihm aus Frankfurt seit langem bekannten liberalen Staatsmanns und Schriftstellers, des Grafen von Bentzel-Sternau, höchst willkommen. Er konnte sich daher der Einladung der auf dem Gut residierenden Gräfin, ihr Gast auf Mariahalden zu sein, nicht entziehen.

Der Gräfin bin ich ganz ein Mann ihres Herzens und ihres Geistes; sie denkt und fühlt wie ich. Meine Briefe lagen im Zimmer, sie wurden im vorigen Winter unter Jubel vorgelesen. (5/276)

Entgegen seiner ursprünglichen Absicht nahm Börne nahezu zwei Monate lang die großzügige Gastfreundschaft der Gräfin in Anspruch. Seine zensurbedingte Abstinenz hinsichtlich politikverdächtiger Korrespondenzen erlaubte ihm zwar, den von den Bentzel-Sternaus erhofften Briefwechsel höflich abzulehnen, sie hinderte ihn jedoch nicht an der brieflichen Schilderung seiner täglichen Umgebung: „Ich lebe jetzt ganz das adlige Landleben, wie es Goethe in seinen Romanen beschreibt“, so sieht er selbst, nicht ohne leise Ironie, seine komfortable und gleichzeitig unbefriedigende Situation auf dem gastfreien Gut. (5/285) Ihm fehlt der Kontakt zur Außenwelt, zu Post und Zeitungen, für die er eigens den zweistündigen Weg nach Zürich unternimmt. Die fluktuierende Gesellschaft, die sich in Mariahalden versammelte, war

alles andere denn schweizerisch, wenn sich auch Arzt und Pfarrer aus der Nachbarschaft zum Tee einfanden mit den hochadligen österreichischen Verwandten und den Flüchtlingen und Emigranten aus Italien, Polen und Deutschland, denen hier Zuflucht und Zuspruch gewährt wurde. Lebhaft dazu aufgefordert, kann Börne bei abendlichen Lesungen im engeren Zirkel die Wirkung seiner in diesen Wochen redigierten neuen Pariser Winterbriefe testen. Daß ein geselliger Picknickausflug auf die Ufenau ihn nicht zu Reflexionen über den dort begrabenen kämpferischen Humanisten angeregt haben sollte, ihn, der sich selbst einmal einen „kleinen Hutten“ genannt hatte, müßte überraschen, würde man solche Assoziationen nicht einem verlorenen Notizenheft anvertraut glauben. (1/589)

In der schweizerischen Öffentlichkeit vermutet man allerdings in Börnes bald bekanntem Aufenthalt in Mariahalden andere als gesellige oder geschichtslastige Absichten:

In der letzten *Züricher Zeitung* (ein aristokratisches Blatt) wird Europa davon benachrichtigt, daß ich mich auf dem Gute des Grafen Bentzel-Sternau aufhalte. Zugleich wird erzählt: Murhard aus Kassel sei durch Zürich gereist, und Rotteck solle in der Schweiz angekommen sein. Das ist nun alles miserable Spionerie, und durch diese Zusammenstellung soll die deutsche Bundespolizei benachrichtigt werden, daß wir nach der Schweiz gekommen, eine Verschwörung anzuzetteln. (5/293)

Daß solche Vermutungen nicht immer aus der Luft gegriffen waren, dafür zeugten die zahlreichen Protestnoten ausländischer Mächte, die zwischen 1819 und 1838 die schweizerische Diplomatie beschäftigten. Auch darauf wird noch zurückzukommen sein. Es war also selbst unter dem lang ersehnten „reinen Himmel“ der Schweiz nicht leicht, dem politischen Klima des Nordens, wie Börne es formuliert hatte, zu entfliehen. Das politische Klima der Schweiz allerdings scheint ihn zunächst nicht sonderlich interessiert zu haben, was um so mehr überrascht, als er bereits von Paris aus die wachsenden Spannungen zwischen restaurativen und progressiven Kräften innerhalb der Eidgenossenschaft beobachtet hatte. Schon Anfang Dezember 1830 bemerkte er in einem Brief an Jeanette Wohl: „Aber in der Schweiz geht es ernsthaft her. Das wäre ein großer Schritt für Deutschland, wenn sich die Schweizer frei machten von ihren Aristokraten, die schlimmer sind als die Könige und gefährlicher“ (3/76f.), eine Anspielung auf die revolutionären Parteiungen innerhalb des regierenden Berner Patriziats, dessen nur zögerliche Aner-

kennung Louis-Philippes französische Invasionsdrohungen provoziert hatte. Die freiheitliche Opposition der ländlichen Regionen, vorab das Jura, bewirkten tatsächlich zu Anfang des Jahres 1831 den Sturz der Patriziatsregierung.<sup>9</sup>

Die Wochen, die Börne in der idyllischen Situation am Zürcher See verbrachte, gaben ihm zunächst weniger politische Einsichten als Einblick in Denken und Lebensart eines hocharistokratischen Kreises, der in seiner Toleranz und großzügigen Weltläufigkeit eine Meinungsvielfalt integrierte, die er als durchaus ungewöhnlich empfand. Seine differenzierten Kurzporträts der österreichischen Verwandten der Gräfin sind dafür charakteristisch. (5/326)

Mit dem Wechsel seines Standorts tauchte Börne in ein wahres soziales Wechselbad. Die Gräfin hatte ihm „mit ihrem ganzen Hause“ auf seiner Fahrt nach Aarau bis Baden das Geleit gegeben, – eine Geste persönlicher Hochschätzung, wie er sie wochenlang erfahren hatte. In Aarau nun fand er sich in einen Kreis von Provinzhonoratioren aufgenommen, deren aufdringliche Zuwendung ihm anfänglich die heftigsten Briefklagen entlockte. Bereits vor der Aarauer Zeit war Börne – aufgrund welcher Erfahrungen wohl? – zu einem geradezu vernichtenden Urteil über die Eidgenossen in globo gekommen:

Die Schweizer sind fürchterliche Menschen. Unsere deutschen Philister sind Athenienser dagegen. [...] Diese Schläfrigkeit, dieser Egoismus, diese Habsucht [...]. Diese Verehrung vor das Geld ist mir noch nicht vorgekommen. (5/294)

Den Wert solcher Aussagen muß man allerdings an Börnes Urteil über die Frankfurter Juden messen, denen er – abgesehen von der Schläfrigkeit – die gleichen „Tugenden“ zuerkennt.

Unerachtet seiner stereotypen Klagen über Philistertum der Schweizer, über engen Kantönligeist und kleinstädtische Langeweile – sie bezogen sich auch an anderen Orten auf das mangelhafte Presseangebot, das Fehlen von Theater und öffentlichen Begegnungsmöglichkeiten –, unerachtet all dieser Defizitmeldungen begegnete Börne in Aarau erstmals einer Gesellschaft kantonaler Eliten, deren führende Köpfe, Zschokke

<sup>9</sup> Der von Börne wie von Jeanette Wohl gelesene Pariser *Constitutionnel* berichtete zwischen dem 28. November und dem 6. Dezember mehrfach sowohl über die Erhebungen in der Ostschweiz und im Zürcher Mittelland wie besonders, mit bernkritischem Pathos, über die Aufstände im französisch orientierten Jura.

und Troxler, ihm Einblick in Geist und Problematik der politischen Landschaft der Schweiz eröffneten. Vorerst schien der Ungeduldige wenig Verständnis aufzubringen für die Schwierigkeiten, die die Eidgenossenschaft nach der Periode fremder Besatzung und dreimaliger schmerzhafter Umgestaltung ihres keineswegs homogenen Staatswesens zu bewältigen hatte.

1832 stand die Schweiz erst am Beginn der Entwicklung zur modernen Demokratie, vom Staatenbund zum Bundesstaat. Was Börne als „erbärmliche[...] kleinliche[...] Kantonsinteressen“ qualifizierte (5/333), waren tatsächlich „die Versuchslaboratorien der Demokratie“, wie es ein heutiger Schweizer Historiker nennt.<sup>10</sup> Gerade die von Börne aus der Nähe mitverfolgten Tagsatzungsverhandlungen, in denen die gesamteidgenössischen Angelegenheiten beraten und beschlossen wurden, stellten die ersten Etappen auf diesem Wege dar.

Wie immer in seiner Korrespondenz blieben die Personen seines Umfelds anonym. Der Blick in das Adressenverzeichnis jedoch gibt Aufschluß über den Aarauer Bekanntenkreis, den er rückblickend offenbar freundlicher sah, vor allem wenn die gesellschaftlichen Zusammenkünfte auch die Damen einschlossen. Es handelte sich dort alles in allem um die typische Hautevolee einer kleinen Stadt, repräsentiert durch Lehrer, Juristen und Buchhändler, auch durch einen Kupferstecher, dem Börne zu einer Porträtskizze saß. Auffallend an der Aarauer Gesellschaft war allerdings ihr enger Zusammenhang mit dem deutschen Nachbarland. Nicht nur Heinrich Zschokke war, wie es der Schweizer Historiker Edgar Bonjour nennt, „Neuschweizer“<sup>11</sup>; wer unter den dortigen Akademikern nicht selbst deutscher Herkunft war, hatte zum mindesten in Deutschland studiert, zum Teil der Burschenschaft angehört und/oder eine Deutsche zur Frau. Dennoch schienen die meisten, soweit es sich aus Börnes Mitteilungen schließen läßt, die aktuellen Schweizer Interessen mitzuvertreten.

Zschokke, seit 1795 zuerst in Graubünden im Schuldienst tätig, 1804 bereits Bürger des neuen Kantons Aargau, war als kantonaler Politiker und Publizist einer der geistigen Wegbereiter der Regeneration, der Periode, die dem deutschen Vormärz entspricht. Die größte und anhaltend-

<sup>10</sup> *Geschichte der Schweiz und der Schweizer*, Bd. 2, Kap. 6. Georges Andrey: Auf der Suche nach dem neuen Staat (1798-1848). Basel 1983, S. 266. (G.A. zitiert Rolland Ruffieux).

<sup>11</sup> Edgar Bonjour: *Geschichte der Schweiz im 19. und 20. Jahrhundert*. In: *Geschichte der Schweiz*. Zürich 1938, S. 374.



ste Wirkung des Vielschreibers ging aus von den zunächst in seinem eigenen Periodicum, dem *Schweizer Boten*, publizierten, populär geschriebenen „Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft“, in denen er – nach eigener Aussage – das „Schicksalsgemälde der Schweiz“ entwarf.<sup>12</sup> In seinem Aarauer Haus verkehrte über Jahrzehnte internationale Prominenz politischer wie literarischer Richtung. Der Sommer 1832 führte auch Ludwig Börne, den er schon Jahre zuvor in einem Taunusbad kennengelernt hatte, in seine Gesellschaft. In Zschokkes Selbstbiographie gibt der Aarauer eines ihrer den deutschen und schweizerischen Literaturbetrieb kritisch thematisierenden Gespräche wieder.<sup>13</sup>

Der andere Mittelpunkt der Aarauer Liberalen, der Arzt und Naturphilosoph Ignaz Paul Vital Troxler, war gerade nach einjähriger Lehrtätigkeit seines Basler philosophischen Lehrstuhls enthoben worden. Als Sympathisant der aufständischen Landschäftler war er bei den „Herren“ in der Stadt obsolet geworden. 1834 an die neue Universität Bern berufen, setzte er sich sowohl für die Revision des Bundesvertrages von 1815 wie für die Erneuerung der Kantonsverfassungen und die Reformierung des schweizerischen Erziehungs- und Hochschulwesens ein. Der Austausch zwischen dem ebenfalls der Naturphilosophie zugeneigten Börne (3/281) und dem mit dem Berliner Varnhagen-Kreis durch seine Frau verbundenen Troxler muß von gegenseitiger Sympathie und Hochachtung geprägt gewesen sein; dafür zeugt nicht zuletzt ein Brief Börnes aus dem Jahr 1835, in dem er den Schweizer Philosophen zur Mitarbeit an seiner geplanten Zeitschrift *La Balance* einlud. (5/770ff.)

Nicht nur in Aarau war Börne nach wenigen Wochen eine stadtbekannte Persönlichkeit: „In ganz Aarau bin ich so bekannt, als wäre ich Bürgermeister.“ (5/342) Auch andernorts öffneten sich dem Verfasser der allgemein gelesenen *Briefe aus Paris* die Türen der politischen Klasse der Eidgenossenschaft. In Luzern traf er während der dortigen Versammlung der Tagsatzung in einer Abendgesellschaft bei seinem Pariser Bekannten, dem Lausanner Deputierten Monnard, nicht nur Troxler wieder; in dem freundschaftlich gelockerten Kreis der Abgeordneten aller Kantone wurde er mit Anliegen und Arbeit der Tagsatzung bekannt, da, wie er betonte, dort keinerlei „Geheimniskrämerei“ stattfand. Beeindruckend jedenfalls empfand der Frankfurter aus der Nachbarschaft der dortigen Bundesversammlung den Kontrast zwischen der unkonventio-

<sup>12</sup> Heinrich Zschokke: *Eine Selbstschau*. Aarau 1842, S. 282.

<sup>13</sup> Ebd., S. 279.

nellen Geselligkeit schweizerischer Politiker und dem elitären Diplomatstil des Deutschen Bundestages. (5/360f.)

Neben der regen politisch bestimmten Gesellschaft Luzerns scheint die Stadt ihn auch sonst nicht enttäuscht zu haben. So fand er es unerachtet der ihn zunächst abstoßenden Rauheit ihres Dialekts amüsant, in der Lebhaftigkeit und den südlichen Gesichtszügen der schönen Luzernerinnen eine vertraute Ähnlichkeit mit Sprache und Physiognomie der Jüdinnen zu erkennen. (5/364)

Trotz vielfältiger Annehmlichkeiten und Attraktionen – von der wichtigsten wird noch zu sprechen sein – brach Börne seine Schweizer Erkundungsfahrten Mitte Oktober ab, um die inzwischen auch legal verbundenen Freunde in Straßburg zu treffen. Mit ihnen plante er den nächsten Sommer wieder in der Schweiz zu verbringen.

„Unter einem Himmel der Natur und Kunst“ sich von dem politikgesättigten Winterklima in Paris zu erholen, das war die eigentliche Motivation für Börnes erste Schweizer Reise gewesen. Zu der Politik, deren unheilvolle Signale aus Deutschland ihn immer wieder erreichten, waren schließlich auch die politischen Bewegungen und Probleme in seinem Gastland getreten, die er anfänglich für unbedeutend hielt, bis er sie vor Ort aus einer neuen Perspektive sehen lernte. Kunstgenuß, wie er sich ihn von dem unerreichbaren Italien versprochen hatte, bot sich ihm, soweit es aus seinen Briefen zu schließen ist, in der Schweiz kaum. Die Natur hingegen hatte ihm bereits auf dieser das Dreieck Zürich-Aarau-Luzern umfassenden Reise neue unerwartete Erlebnisräume eröffnet. Es soll versucht werden, einen Eindruck von den wichtigsten Stationen zu vermitteln, mit denen er in großen Zügen immer wieder Goethes einstige Pfade kreuzte; das erscheint deshalb erwähnenswert, weil der Goethe-Leser und Goethe-Kritiker nirgends auch nur ahnen läßt, daß er sich dieses Umstandes bewußt gewesen wäre. Ganz im Gegensatz dazu weiß er sich auf Schillers, des imaginären Schweiz-Reisenden, Wege.

Wie kontrastreich Goethes und Börnes schweizerisches Initialerlebnis am Schaffhauser Rheinfall war, lohnt sich nachzulesen. Allerdings hat Goethes späte Erinnerung an seine erste Schweizerreise in *Dichtung und Wahrheit* hier nahezu versagt, und wir sind auf die ausführliche Beschreibung seines letzten, mit dem „Kunschtmeyer“ im Jahr 1797 unternommenen Besuchs der Schweiz angewiesen. Goethe kam von der „richtigen“ Seite auf dem Weg über Schloß Laufen, wie es der „Ebel“, der

berühmte Schweizer Reiseführer empfahl.<sup>14</sup> Sich dem Fall von oben nähernd, konnte er, auch bei ebenfalls empfohlener unterschiedlicher Tagesbeleuchtung, Gewalt, Bewegung und wechselnde Farbe der Wassermassen wahrnehmen. Wenn er dabei feststellte: „Beschränkung der Mühlen drüben, durch einen Vorbau hüben. Ja, es war möglich, die schönste Ansicht dieses herrlichen Naturphänomens wirklich zu verschließen“<sup>15</sup>, so nahm er damit Börnes „falschen Weg“ geradezu voraus. Doch nicht nur die einer Inszenierung gleichkommende „rechte“ Wahl der Annäherung verfehlte Börne, er vermißte die Erschütterung durch den Überraschungseffekt, der ihm durch die bekannten Kupferstiche genommen sei. Das Bewußtsein, daß die reale Präsenz der außerordentlichen Naturerscheinung ein grundsätzlich anderes Empfinden als das durch die künstlerische Reproduktion vermittelte auslösen mußte, – die Problematik des Kunst- oder Naturerlebnisses aus zweiter Hand, wie Walter Benjamin sie im Blick auf das reproduzierte Kunstwerk anspricht<sup>16</sup> – blieb Börne hier verschlossen:

ich aber [...] kam von der rechten Seite, sah ihn schon aus dem Wagen und dann, vom Führer begleitet, von verschiedenen Standpunkten, so daß er endlich, wie immer, wenn man ein Wunder wachsen sieht, die Bewegung nicht in mir hervorbrachte, die er nach Vorschrift des Buches in einem wohlherzogenen Menschen hervorbringen soll. (5/272)

Sein wort- und geistreich artikuliertes Mißvergnügen an dem fremdgesteuerten Naturerlebnis verdankte sich, wie er selbst gesteht, im Grunde dem Einbruch der harten politischen Wirklichkeit in seine Bereitschaft zu sehen und zu genießen: „Der Bundestag hat mir 20 Eimer Wasser über den Kopf gegossen“, so beginnt Börne seine Rheinfall-Schilderung.

<sup>14</sup> J. G. Ebel: *Anleitung auf die nützlichste und genußreichste Art die Schweiz zu bereisen*, Bd. 4, Zürich 1810<sup>3</sup>. – Der Rheinfall, S. 182-187.

<sup>15</sup> J. W. v. Goethe: *Reise in die Schweiz 1797*. Aus dem Nachlaß bearbeitet von Joh. Peter Eckermann: Schaffhausen und der Rheinfall. *GGA* Bd. 12, S. 172-180. Zitat S. 174. – Seltsamerweise fand Börne die Stadt Schaffhausen ebenso wenig bemerkenswert wie zuvor Goethe. (5/272)

<sup>16</sup> Walter Benjamin: Das Kunstwerk im Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit. In: W.B. *Illuminationen*. Ausgewählte Schriften, Frankfurt 1977, S. 139: „Noch bei der höchstvollendeten Reproduktion fällt eines aus: das Hier und Jetzt des Kunstwerks – sein einmaliges Dasein an dem Orte, an dem es sich befindet“. Ich wage es, in unserem Fall „Kunstwerk“ dem Naturphänomen gleichzusetzen.

Es sollte nicht bei dieser unglücklichen Disposition bleiben: Schon der erste Bootsausflug auf dem Zürchersee weckt seine Empfindungsfähigkeit:

Da ward ich eingelullt von alten Liedern in die schönsten frühesten Tage, zurück in die Wiegenzeit meines Herzens, ich bekam Tränenwehen, konnte aber lange nicht weinen. [...] Was Schiller im Wilhelm Tell singt: *Es lächelt der See* – das lernt man erst verstehen, wenn man ihn gesehen. (5/275)

Ein seltsames Statement von einem, der wußte, Schiller habe ihn nie gesehen. Keine Assoziation hingegen von Goethes „Auf dem See“, was doch weit nähergelegen hätte. Und nach einer Schilderung der friedvollen Uferlandschaft:

Ich lehnte mich über den Bord des Schiffes, sah, träumte in den See hinab, und es war mir, als sollte ich alle meine Sorgen darin versenken. (5/275)

Unerachtet der für ihn nicht unproblematischen Situation auf Mariahalden hatte Börne die Sommerwochen am See als eine im Grunde unwirkliche Idylle erfahren. „Könnte ich Ihnen nur eine lebhaftere Vorstellung von der herrlichen Lage des Gutes geben“, beginnt er eine Beschreibung der Gegend und des in die romantische Landschaft eingebetteten Hauses, die ihm gradezu den südlichen Charme einer Isola Bella vermittelten.

Bald darauf wurde Luzern zum Ausgangspunkt eines für Börne wahrhaft herzerhebenden Ausflugs in die Welt des schweizerischen Gründungsmythos. Landschaft und Geschichte erscheinen ihm, wie es schon mit dem Alpenkult des 18. Jahrhunderts vorgegeben war<sup>17</sup>, aufs Engste miteinander verflochten; der See, zunächst noch „glatt wie ein Spiegel“, wird zum magischen Verbindungselement der „heiligen Geburtsorte“ republikanischer Freiheit. Wieder, wie auf dem Zürchersee, stimmt sich Börne auf einer Kahnfahrt ein auf das, was ihn erwartet, auf die „Herrlichkeit dieser Gebirgswelt, an deren Eingang ich doch erst stehe“. (5/346) Hier nun ergeht es ihm anders als am Rheinfall:

---

<sup>17</sup> Dazu auch Rainer Gruenter: Der Mythos der Schweiz im 18. Jahrhundert. Ein Landschaftsbild. In: *Helvetien und Deutschland* (Anm. 2), S. 8: „Alpen und Freiheit, Landschaft und Geschichte der Schweiz schlossen sich in diesem Jahrhundert zu einer besonderen Einheit zusammen“.

Es übertrifft die Erwartung, und es schauerte mich als etwas Fremdes an, was ich doch so oft im Bilde gesehen, was ich mir alle seit vielen Jahren vorgestellt.

Der klare nebellose Herbstnachmittag verführt ihn zum weiteren Vordringen in die alpine Szenerie:

Und wenn man so weiter schiffte, treten die Berge und Gletscher immer näher heran, einer über dem andern, immer einer höher als der vorige. Es schien mir, als kämen sie mir entgegen, als sähen sie sich einander über Schultern und Köpfe, mich vorüberfahren zu sehen. [...] Da hörte ich doch ein neues Lied; aber weil Sie mir fehlten, war es eine Melodie ohne Text.

Die in Melancholie umschlagende Stimmung begleitet ihn auf der Rückfahrt:

Nach Sonnenuntergang; bei immer steigender Dämmerung, kehrte ich zurück. Vor mir über der Stadt brannte hell das Abendrot; wie ich nun zurücksah, wo zwischen den Bergen schon Nacht war, war es wie ein Schrecken, was ich fühlte. Es war, als ginge dort die Welt unter und als wäre es die ewige Nacht, die immer näher, alles verschlingend, der Stadt zuflutete, die noch im Lichte des Lebens glänzte. Und das ist erst der Anfang. (5/347)

Tatsächlich gestaltete sich die „herrliche Reise“, deren Route er zunächst nur im Telegrammstil mitteilt, zur eigentlichen Erfüllung dessen, was er von seiner Schweizerreise erwartet hatte: Aus sinnlicher Nähe die in einer verlockend-bedrohlichen Gebirgswelt angesiedelten Geburtsorte der eidgenössischen Gründungsgeschichte, für ihn die Frühgeschichte republikanischer Freiheit überhaupt, zu erleben. Börne besaß weder die physische Kapazität noch die geologische Neugier Goethes, um den Gott hard selbst bezwingen zu wollen. Sein Interesse konzentrierte sich auf die Schauplätze der Tellenlegende und der Rütli-Verschwörung. Vergessen schien dabei seine herbe Kritik am Apfelschuß-Motiv, kein Anflug von Legendenkritik störte jetzt seine Begeisterung. Zum Führer hatte er in diesen Tagen den Schaffhauser Johannes von Müller, den „Schweizer Tacitus“ gewählt, der Rütli-Schwur, Apfelschuß und Gessler-Attentat ohne quellenkritisches Zögern gleich wie den historisch belegten Mord an Albrecht von Habsburg in seine *Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft* integriert hatte.<sup>18</sup> Im Wechsel von Wagenfahrt, Fußreise und Was-

<sup>18</sup> Johannes von Müller: *Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft*, neu bearbeitet von Dr. H. E. Wechlin. 3 Bde., Zürich 1942, Bd. 1, bes. S. 172-196. – Die

serfahrt umkreist Börne den See. Er pflückt – eine übliche Andenkensammlung – auf dem Grütli, wie die Rütli-Wiese im 19. Jahrhundert allgemein hieß, für das Freundespaar daheim Blumen, die er mit einem provokativen Text begleitet:

Verwahren Sie die Blumen gut. Sie können noch einmal neben Schwert und Dolch auf einem Kriminaltisch prangen, wenn früher oder später unsere demagogischen Umtriebe zur Untersuchung kommen und wir, weil wir die bestehenden Dinge umstürzen wollten, geköpft werden. Dann werden die Blümchen von dem revolutionären Grütli gegen uns zeugen. (5/360)

Solche sanglanten Scherze, mit denen Börne auch Heines Pariser Mittagstisch zu würzen pflegte, dürften in den Empfängern einen leichten Schauer erzeugt haben; zugleich zeigen sie auch, unter welchen Vorzeichen Börne die Reise um den symbolträchtigen Waldstättersee angetreten hatte.

Eng verquickt sind in seinem inhaltsreichen Kurzbericht Mythos, Landschaftsgenuß, Selbstironie und, im Geist dem Weg über den Gottthard folgend, Italiensehnsucht:

Wie beneidete ich die Kühe, die ich vor Altdorf [...] in großen Herden kommen sah. Sie werden über dem Gotthard zum großen Viehmarkte in *Locarno* getrieben. Das sah sehr reizend aus. Einer der Treiber, ein Schwyzer, jodelte herrlich, daß es zwischen den Bergen widerhallte.[...] Als ich nach Flüelen kam,[...] fand ich die ganze Dorfjugend, eine Schar kleiner Tells, mit Bogen bewaffnet und mit Pfeilen nach der Scheibe schießend. Ich zahlte einen Batzen für einen Schuß und traf so glücklich, daß, wenn der

---

magische Ausstrahlung der legendenumwobenen Örtlichkeiten bezeugt auch ein Reisebericht Victor Hugos, bei dem die Kulisse der Hohlen Gasse zur diaphanen Projektionsfläche für einen Höhepunkt des dramatischen Geschehens der Tellensage, den Geßlermord, wird. Vgl. Yvonne Boerlin-Brodbeck, Das Bild der Alpen. Katalog zur Ausstellung des „Musée Suisse“ Schweizerisches Landesmuseum Zürich 1988, *Die Erfindung der Schweiz 1848-1948. Bildentwürfe einer Nation*, S. 86 : „Peu à peu le spectre des choses passées se superposait dans mon esprit aux réalités présentes et les effaçait, comme une vieille écriture qui réparait sur une page mal blanchie au milieu d'un texte nouveau; je croyais voir le bailli Gessler couché sanglant dans le chemin creux, sur les cailloux diluviens tombés du mont Rigi, et j'entendais son chien aboyer à travers les arbres après l'ombre gigantesque de Guillaume Tell debout dans le taillis.“

Apfel auf dem Kopf des kleinen Tell so groß gewesen wäre als die Scheibe, die drei Schuh im Durchmesser hatte, ich zwar den Apfel nicht getroffen hätte, aber den Knaben auch nicht; denn ich hätte ihn gerade unter die Beine weggeschossen. [...] Ich wurde von allen Buben ausgelacht und ging beschämt fort. (5/352f.)

Ein Ausflug nach Küsnacht und in die Hohle Gasse gibt Börne, wieder von der Lektüre Müllers unterstützt, Gelegenheit, seiner anderen Leidenschaft, der Kehrseite der Freiheitsliebe im Haß gegen Österreich, zu frönen:

Was mir in der Schweiz wohlzut, deren Geschichte ich jetzt lese, in Büchern und in Felsenschrift an den Bergen, ist der Schweiz uralter Hass gegen Österreich.

Und, nach Zitierung einer entsprechenden Anekdote bei Müller: „Ja so muß man Österreich hassen oder noch besser – wie ich.“ (5/358f.) Dennoch: mit einer Leseempfehlung an Jeanette gesteht er:

Die alte[n] Heldengeschichten der Schweiz und der Schauplatz ihrer schönsten Taten [...] lernen Sie am besten aus Schillers Wilhelm Tell kennen. [...] Ich sah wieder, daß mehr der Dichter als der Geschichtsschreiber Heldentaten verewigt; denn mehr aus Schillers Tell als aus der Geschichte kannte ich der Schweizer Großtaten. [...] Wäre die unleidliche Aufklärung nicht, zu welcher schönen Mythologie wäre nicht die alte Schweizergeschichte in diesen fünf Jahrhunderten ausgeschmückt worden [...]. Zum Glück fiel die schönste Schweizergeschichte vor der Reformation und in Ländern, die bis heute noch katholisch geblieben. Tell wird wie ein Gott verehrt. (5/359)

Hier plädiert Börne sogar für eine Mythologisierung, die Geschichte in den Rang der Dichtung erhebt, um sie im quasireligiösen Ritual zum unverrückbaren Nationalgut werden zu lassen.

Aber auch ohne die mythische Verklärung der Alpenregion wird Börne, der Pariser Flaneur, zum leidenschaftlichen Spaziergänger. Am Vierwaldstättersee hatte er das stetig sich wandelnde Alpenpanorama beobachtet, das Spiel der Wolken, die bedrohlich auf ihn wirkende Föhnstimmung wie den raschen Wechsel von Seeoberfläche und Wasserfarbe wahrgenommen. (5/353f., 5/364) Im grünen Mittelland Luzerns, dessen sanfte Hügel ihn einzuladen schienen wie „ein Sofa aus grüner Seide“ (5/365), genießt er die vielbesungene Schweizer Hirtenidylle, dies aber als erklärter Antitourist:

So reisen, wie es gewöhnlich geschieht in der Schweiz, möchte ich nicht. Wochen, monatelang von einem Ort zum andern jagen, nichts voll genießen, alles nur kosten – ist das nicht töricht? Wenn uns ein Berg, ein Tal entzückt, warum wegeilen nach einem andern Tale, einem andern Berge, bloß um zu Hause erzählen zu können, daß man dort gewesen? (5/365)

Kurze Zeit nach dieser seiner recht aktuell anmutenden Tourismuskritik kehrte Börne, wie schon oben gesagt, für diesmal in seine Exilheimat Paris zurück.

\*

Während er im April 1833 in Straßburg das Ehepaar Strauß zur gemeinsamen Weiterreise in die Schweiz erwartet, trifft Börne, kaum ganz zufällig, mit den geflüchteten Aktivisten des Frankfurter Attentats zusammen, das, dilettantisch vorbereitet und vorzeitig verraten, dem Sitz des Bundstags gegolten hatte.<sup>19</sup>

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Börne über die in ganz Süddeutschland vernetzte Verschwörung vorinformiert war, da er schon seit Ende März die Freunde in verschlüsselter Form zur Abreise gedrängt hatte. (5/504f.) Die dramatischen Geschehnisse von Frankfurt kommentierte er lediglich mit der zynischen Äußerung, es werde sich wohl um das „commencement de la fin“ (5/514) handeln, setzte dann seine Reise wie geplant fort und trat schon im Mai von Aarau aus mit Campe in Verbindung. Wie im Vorjahr ging dann die Manuskriptsendung für die dritte Lieferung der *Briefe aus Paris* im August von Zürich ab.<sup>20</sup> Die Schlußredaktion der Briefe war also in der Schweiz, in Aarau oder Zürich, vorgenommen worden.

Nach einem gemeinsamen Aufenthalt im Berner Oberland hatten sich die Freunde bereits Ende August wieder getrennt; über die davor liegenden Sommermonate Börnes wissen wir so gut wie nichts Konkretes. Die Vermutungen stützen sich weitgehend auf das Adressenverzeichnis und die allgemeine politische Lage der Zeit. Mit Sicherheit hatte er an die Begegnungen des Vorjahres anknüpfen können, wird die Freunde in seinen Aarauer Kreis eingeführt und an die erinnerungsbesetzten Orte der letzten Reise begleitet haben. In Zürich war er aller Wahrscheinlichkeit

<sup>19</sup> Hierzu *Börne-Index* (Anm. 4), Bd. 1, S. 82f., Art. Frankfurter Attentat.

<sup>20</sup> *Börne-Index* (Anm. 4), Bd. 1, S. 90f., Art. Julius Campe. Chronologische Rekonstruktion des Briefwechsels Julius Campe/Ludwig Börne.



nach Beobachter der wenig ermutigenden Tagsatzungsverhandlungen geworden; wenig ermutigend, denn die gesamteidgenössische Verfassungsreform konnte erst 1848 nach herben Rückschlägen gelingen. Die Polarisierung der politischen Gegensätze sollte ihre bürgerkriegsähnliche Zuspitzung sogar erst 1847 im Sonderbundskrieg erreichen.

Auch in Bern scheint Börne offene Türen gefunden zu haben, so im Haus des liberalen Politikers und Naturwissenschaftlers Schnell, wo er andere Berner Persönlichkeiten der gleichen politischen Couleur traf. Johann und sein Bruder Karl Schnell, den Börne in Zürich kennengelernt hatte, gehörten zu den führenden Köpfen der fortschrittlich orientierten Regeneration, denen gerade in Bern die konservativen Aristokraten entgegenstanden.

Inzwischen hatten die vom Hambacher Fest und im Jahr darauf vom Frankfurter Attentat ausgelösten Maßnahmen der deutschen Bundesversammlung eine erste größere Flüchtlingswelle in die Schweiz gespült. Es waren zumeist Intellektuelle, Publizisten und Juristen, die im Raum Zürich und in der Nordwestschweiz auftauchten, einige davon, wie der Berufsrevoluzzer Rauschenplat, nicht unbekannt mit Börne. In die Zeit seines zweiten Aufenthalts in der Schweiz fielen die letzten blutigen Auseinandersetzungen zwischen der Stadt und der Landschaft Basel, die schließlich mit der Anerkennung der Kantonstrennung durch die Tagsatzung am 26. August beendet wurden. Wir besitzen aus dieser Periode weder briefliche noch diarische Zeugnisse von Börnes Reaktion auf die aktuellen Vorkommnisse; seine Genugtuung über die Kantonstrennung läßt sich jedoch unschwer vorstellen, wenn man in einem Januar-Brief noch aus Paris lesen konnte:

In Basel sind sie jetzt eingesperrt, die hochmütigen Ellenritter. Sie wollen allein regieren, das Landvolk soll gehorchen. Aber das Landvolk kennt seine Rechte und will sie geltend machen und belagert die Stadt. (3/123)

Da der junge, nun selbständig gewordene Kanton Basellandschaft gezwungen war, einen neuen Kader aufzubauen, fanden dort wie auch in Zürich und Bern einige der deutschen Flüchtlinge einen ihnen angemessenen Wirkungskreis<sup>21</sup>; einige, keineswegs alle. Börne, bekannt für seine

<sup>21</sup> Von den intellektuellen deutschen Flüchtlingen, vorwiegend Journalisten und Juristen, wurde z.B. der ehemalige Redakteur des *Wächter am Rhein*, Franz Strohmeyer, Herausgeber des Tagsatzungs-Bulletins in Zürich; ebenso machte der Frankfurter Joh. Caspar Herold, mitbeteiligt an der von dem Göttinger

großzügige Hilfsbereitschaft, notiert, daß er bereits um Geld angegangen worden sei. Im allgemeinen muß er sich von den deutschen Flüchtlingskreisen hier wie in Paris zunehmend zurückgezogen haben, da Spitzel gerade in dieser Gesellschaft ihrem trüben, oft durch Not verursachten Geschäft nachgingen.

Weniger noch als auf die allem Anschein nach gesellige und anregende Zeit in Zürich, Aarau und Bern läßt sich auf die eigentlichen Bergferien der drei Freunde schließen. Auf die Landschaft des Berner Oberlandes hatte sich besonders Jeanette gefreut, – und gerade sie vertrug offenbar das alpine Klima nicht. (5/519) Nach dem Abschied vom Ehepaar Strauß berichtet Börne von seiner Weiterfahrt nach Lausanne:

Der Weg von Bern hierher hat mich entzückt. Sanfte Hügel, junge Wälder [...] Die kleine häusliche Natur ist für uns Alte besser als die große, – so sucht er die Freundin über ihre Nervenschwäche zu trösten – hohe Berge und Gletscher, das ist gut für die Jugend, ihren Übermut zu dämpfen, oder für Eisenfresser wie Strauß [...] diese sanfte Landschaft hätte Sie gewiß heiterer gestimmt. (5/520)

Ihn jedenfalls stimmte sie, wenn nicht heiter, so doch erwartungsvoll. Denn mit dieser Reise in die Westschweiz verband er einen neuen literarischen Plan.

---

PD Rauschenplat inszenierten Diepflinger „Revolution“ im Kanton Basellandschaft, in der neuen Kantonshauptstadt Liestal zuerst als Laienprediger, dann als Advokat und Redakteur des freisinnigen „Unerschrockenen Rauracher“, schließlich als Staatsanwalt Karriere. Ein weiterer Frankfurter, Franz Carl Gärth, den Börne im August 1833 in Bern kennenlernte, wurde dort 1834 zum zweiten Staatsanwalt berufen, bei Ausbruch der sogenannten „Flüchtlingshatz“ jedoch ausgewiesen. – Börne selbst notierte neben den eben erwähnten Flüchtlingen noch folgende Namen: Prof. Weissgerber aus Freiburg; Dr. Bunsen aus Frankfurt; Dr. Edmund Manso aus Preßburg; den schon erwähnten, zum professionellen Revolutionär mutierten Juristen Hermann Rauschenplat, nach dem unglücklichen Diepflinger Abenteuer Dozent für Kriminalrecht (!) in Bern, später in führender Stellung in den deutschen Arbeitervereinen in Zürich (vgl. *Börne-Index II*, Anm. 4, S. 627ff.); Prof. Dr. med. Schönlein aus Würzburg; einen Historiker Schrader aus Hildesheim; die hessischen Brüder Wilhelm und Ludwig Snell, später Professoren in Basel und Bern, sowie den rheinischen Journalisten Christian August Traxel, den Börne, als er ihn im Sommer 1833 in Zürich als Korrespondenten für den Pariser *Temps* antraf, für politisch undurchsichtig hielt.

Ich will aber diesen Sommer in der Schweiz, besonders in der Landschaft von Genf, Stoff zu einem Buche sammeln, das ein Prachtwerk, ein deutsches Nationalwerk werden soll: Liebe, Natur, Politik [...], Voltaire, Rousseau, die Staël, alles untereinander. (5/449)

So hatte er im Januar 1833, nicht ohne Selbstironie, aus Paris geschrieben. Da er keineswegs sicher war, ob er auch den Winter 1833/1834 in der Seine-Stadt verbringen könne, sollte das Schweizer Reisejournal gewissermaßen als Fortsetzung der Pariser Briefe erscheinen. Der Markt für Reiseliteratur, dieser formal offenen Verbindung von Unterhaltung, Information und Gesellschaftskritik, war nach wie vor günstig, wie der Erfolg Heines, Pücklers und Börnes eigene Erfahrungen zeigten.

Der Weg von Bern nach Lausanne hatte Börne über Avenches und Payerne geführt. (5/517f.) „Zwei neue Seen habe ich heute gesehen, den von Neuchâtel und den von Murten“, berichtet er. Daß er der Versuchung, auf der Nordseite des Sees die Kantonshauptstadt zu besuchen, widerstand, hatte keinen touristischen, vielmehr einen politischen Grund, vergleichbar seiner Resignation gegenüber dem habsburgischen Oberitalien: Neuenburg, seit 1717 preußisches Souveränitätsgebiet und zugleich „Zugewandter Ort“ der Eidgenossenschaft, stellte in Börnes Sicht den „Wassersack der Schweiz“ dar, in dem sich aller politische Unrat der Alpenrepublik sammeln konnte. Grundsätzlich mied Börne wie österreichisches so auch preußisches Territorium.

Im ganzen gesehen lassen sich seine Erkundungsfahrten und Aufenthalte in der Schweiz drei unterschiedlichen Schwerpunkten zuordnen: Im Mittelland, das heißt in Zürich, Aarau, Luzern und Bern, sind es die persönlichen Kontakte und damit verbunden die eidgenössische politische und gesellschaftliche Gegenwart. Die Fahrt in die Innerschweizer Urkantone wurde zu einer Reise in die legendäre Geburtswelt der Alpenrepublik; die Westschweiz war für Börne, wie schon in seinem Winterplan vorgesehen, erinnerungsgesättigt von der Kultur des 18. Jahrhunderts. Auffallend bleibt, daß für ihn in allen drei Regionen als landschaftliches Zentrum die großen Seen – Zürchersee, Vierwaldstättersee und Lac Léman – eine nahezu magische Ausstrahlung besaßen.

Die gesellschaftliche Situation am Genfersee gestaltete sich keineswegs so anregend wie diejenige in der deutschen Schweiz. Touristisch stark von den Engländern bestimmt, gab sich die Stadt Calvins kühl und spröde. Als Fremder wurde man in die dortige Gesellschaft durch seine Pension eingeführt, deren steifes und ambitiöses Zeremoniell Börne als

lästig und lächerlich empfand. Er, der seinen Individualismus einmal mit der Wendung umschrieb, er trinke „wie der blondgelockte Felix im Wilhelm Meister am liebsten aus der Flasche“ (3/429), mokiert sich über die französisierende Maniertheit der (deutschstämmigen) Wirtin und seiner vorwiegend englischen Mitgäste. Eine elegante musikalische Soiree im Landhaus des ihm von Paris her bekannten Ministerresiden-ten der Freien Städte, Rumpff, bestätigte seinen Eindruck von der Genfer Gesellschaft:

Es ist sehr viel hohe und feine Bildung unter den Leuten, aber mir zu hoch und zu fein. Die Franzosen sind mir lieber, die nicht besser drucken als sie sprechen; hier aber sprechen die Gebildeten wie gedruckt. (5/531f.)

Für Künste und schöne Wissenschaften hat man hier gar keinen Sinn, nur für Geld und Gelehrsamkeit. Das wären also meine Leute nicht. Lesen Sie Rousseaus Héloïse 6me partie, lettre 5, Madame d'Orbe à Mad. de Wolmar, wie er die Genfer schildert. Das scheint heute noch zu passen. (5/545)<sup>22</sup>

Was ihm das Personal seiner Umgebung nicht bietet, kompensiert Börne durch seine mit der Örtlichkeit und Region verbundene Lektüre. Vier Wochen bringt er so lesend und mit alten Engländerinnen Schach spielend zu, einzig unterbrochen von einem Ausflug nach Fernay-Voltaire, dessen Aura, Park und Reliquien ihn stärker bewegen, als er es hier schon ausdrücken will (5/544); seine Briefe füllt er mit Parisplänen, Postproblemen und Sorgen um das Wohlbefinden der Freundin. Endlich, Mitte Oktober, entschließt er sich, via Lausanne an den Ort zu reisen, von dem er im Rückblick sagen wird:

<sup>22</sup> Börnes Bild der Genfer Gesellschaft war weitgehend vorgeformt von dem 70 Jahre früher erschienenen Roman Rousseaus; er eignete sich gewisse Wendungen des von ihm zitierten fünften Briefes des sechsten Kapitels an, ohne jedoch die Differenzierungen, mit denen Rousseau die Genfer in ein positives Licht stellte, zu berücksichtigen, – was möglicherweise der vorgesehenen Druckfassung vorbehalten bleiben sollte. Zu 5/531 „die Franzosen sind mir lieber“ etc.: „Au lieu que le Français écrit comme il parle, ceux-ci parlent comme ils écrivent.“ – Zu 5/545 „Für Künste und schöne Wissenschaften“ etc.: „il (le Genevois) a de la générosité, du sens, de la pénétration; il aime trop l'argent: défaut que j'attribue à sa situation qui le lui rend nécessaire; car le territoire ne suffirait pas pour nourrir les habitants.“

Montreux habe ich mit wahrer Wehmut verlassen. Ich kann nicht sagen, wie mich diese Gegend anlächelte, als liebte sie mich. Es gibt wohl schönere Gegenden, und vielleicht haben wir den Sommer schönere gesehen, aber so reizend keine. (5/587)

Hier auch trifft er noch einmal eine herausragende schweizerische Persönlichkeit, in Generation und politischer Bedeutung für die eidgenössische Geschichte vergleichbar mit Lafayette für Paris. Mit Frédéric César de Laharpe, den kennenzulernen er eigentlich nach Montreux gefahren war, begegnet Börne einem legendären, wenn auch nicht unangefochtenen Zeugen der revolutionären Epoche, einem führenden Politiker der Helvetik. Als Erzieher des späteren Zaren Alexander hatte Laharpe schon 1790 von St. Petersburg aus publizistisch für die Befreiung der heimischen Waadt von der Majorisierung durch Bern gekämpft und erreichte aus dem Pariser Exil heraus 1815 deren kantonale Eigenständigkeit. Von den Gesprächen allerdings, die Börne mit dem ihn durch seine Vitalität beeindruckenden „charmanten alten Mann“ führte, erfahren die Leser seiner Briefe, wie gewohnt, nichts. Um so wortreicher schildert er die topographische Lage in dem heiteren kleinen Weindorf.

Mein Pult, vor dem ich jetzt stehe, [...] steht am Fenster [...] Und ohne mich einen Schritt zu entfernen, sehe ich den Berg hinunter [...] bis an den See, der hier seinen Ausgang hat. [...] Links stürzt ein wilder Bach, von den hinter gelegenen Bergen kommend, unter einer alten Brücke durch brausend dem See zu. Er muß wissen, daß ich harthörig bin, denn er spricht sehr laut. Gegenüber liegen die herrlichen Berge von Savoyen, über die soeben die letzten Wolken zogen, jetzt liegt die Sonne auf den Gipfeln. Trete ich ans Fenster, sehe ich links das alte Schloß Chillon im See, eine Viertelstunde von hier. [...] Hinter dem Dorfe erheben sich himmelhohe Berge, aber bis zur höchsten Spitze mit Reben und Nussbäumen bedeckt. Und jetzt ist gerade Weinlese. (5/570)

Der Zauber der Gegend läßt ihn seine Jugend zurückwünschen; er unternimmt einen Spaziergang zu dem von Byron besungenen Schloß Chillon:

Ich komme eben davon zurück. Man hat doch  $\frac{3}{4}$  Stunden zu gehen. Aber Welch ein Weg! Man möchte nur immer so fortwandern bis an den Simplon, dann hinaus, hinüber nach Rom. In Chillon möchte ich eine Geliebte haben, aber eine, die gut kochen kann, und hier in Montreux wohnen, dann jeden Mittag zu ihr und abends im Mondschein zurück. (5/572)

Die Langeweile jedoch begleitet Börne, wie man es auch von Čechov kennt, nahezu an jeden Ort. Mangel an Zeitungen und an Damengesellschaft entlockt ihm verzweifelte Klagen selbst in der schönsten Gegend und verführt ihn in Montreux zu einem bezeichnenden kleinen Abenteuer:

Ich hörte am Tage, im Orte sei ein „Cercle“, wo man Journale läse. Wie ein ausgehungertes Geier stürzte ich dem Aase zu. Mein Barbier erbot sich am Mittage, mich zum Präsidenten des Cercle zu führen. [...] Der Präsident wies mich an meinen Wirt. [...] Mein Wirt ist ein ausgezeichnete großer schöner Mann, und jetzt, über und über mit Weinhefe besudelt, gleicht er ganz einem Bacchus. Beschäftigt wie alle Welt, konnte er mich nicht ins Casino begleiten. (5/576f.)

Weitergewiesen an zwei Dorfhonoratioren, stolpert der begierige Zeitungsleser des Abends, die Laterne in der Hand, auf holpriger Straße einem kleinen Hause zu, um festzustellen:

O Jammer, es waren nur Blätter des Kantons, mehrere Tage alt, die ich schon gelesen hatte. [...] Das ist das Casino von Montreux. (5/577)

In Montreux gewinnen Börnes Briefe wieder die eigentümliche Mischung aus Humor, Romantik und Melancholie. Byron, dessen Biographie von Moore er liest, begleitet ihn in Rousseaus Landschaft; und gerade die liebliche Schönheit dieser Landschaft ist es, die ihn an das Erbübel seiner Geburt gemahnt:

Gestern habe ich einen herrlichen Spaziergang nach Châteland gemacht, einem Schlosse von altertümlicher Bauart [...] Unten ist Clarens, wo Rousseau seine Julie hingedichtet. Das Schloß liegt von Wiesen, Weinbergen, Baumgruppen umgeben, ein Paradies – für einen, der es mitbringt. Ich setzte mich in jede Laube, auf jede Bank, ich versuchte es auf alle Art, vergebens; mein Herz ist so ausgetrocknet, daß eine Fliege durchkriechen könnte, ohne die Füße nass zu machen. [...] Als ich die Kinder des Gutsbesitzers sich auf der Wiese herumwälzen sah, und dann ins Kelterhaus gehen und aus den breiten Fässern zerquetschte Trauben naschen, [...] vor mir der See und die ernsten erhabenen Savoyer Gebirge, rückwärts die sanften Hügel, mit Wäldern, Weinbergen, Sennhäusern, Dörfern bedeckt – da wünschte ich, was ich immer wünschte an solchem Ort: hier möchte ich geboren worden sein. Und dann die Brust gefüllt mit dieser himmlischen Luft, immerhin hinaus in das dürre Leben. Die Erinnerung meines Kinderpara-

dieses hinge mir wie eine Feldflasche an der Seite, aus der ich trinke, so oft mich dürstet. O ich weinte vor Gram und Zorn. Wenn ich jetzt mein Kinderparadies öffne, stinkt es! (5/575f.)

Die Wetterverschlechterung vertreibt ihn schließlich nach manch anderen kleinen Abenteuern von Montreux. Als Winterquartier scheint sich ihm Lausanne anzubieten. Auch hier kann er schwärmen:

Diese Aussicht aus seiner Wohnung hat höchstens der König von Neapel und Donna Maria, kein Dritter in Europa außer ich. (5/588)

Doch der immer wieder erwogene Plan, die Schweiz zu seinem Dauer-aufenthalt zu machen, gewissermaßen zu seiner zweiten Exilheimat, zer-schlug sich in dem Augenblick, als ihm die unentbehrliche Freundin ihre Übersiedlung nach Paris in Aussicht stellt.

\*

Die oft auffallende politische Abstinenz in Börnes Schweizer Briefen las-sen, wie schon erwähnt, auf zeitgleiche Notizen schließen, die sich zu einem neuen Reisewerk runden sollten. Seine geradezu manische Jagd nach aktuellen Zeitungen unterstützt diese Vermutung, die sich jedoch nur durch wenige erhaltene Blätter belegen läßt. Die Notate unter dem Titel „Die Polen in der Schweiz“ können während Börnes scheinbar so idyllisch verlaufenem Westschweizer Aufenthalt im Herbst 1833 begon-nen und im Frühjahr 1834 in Paris weitergeführt worden sein. In frag-mentarischen, z.T. sentenzenhaften Absätzen setzt er sich mit der eidge-nössischen Asylpolitik auseinander, die sich durch den Übertritt einer Gruppe polnischer Flüchtlinge aus Frankreich in die Schweiz krisenhaft zugespitzt hatte. Als sich dann polnische Offiziere zu Anfang des Jahres 1834 an dem gescheiterten Savoyerzug des republikanischen Verschwö-rers Mazzini beteiligt hatten, verstärkte sich der empörte Notenregen Österreichs, Sardinien und der süddeutschen Regierungen, die die Aus-weisung der Ruhestörer aus der Schweiz verlangten. Obwohl der Vorort, die Geschäftsführung der Tagsatzung, die österreichische Drohung als Einmischung in die schweizerische Asylpolitik zurückwies, sprachen selbst liberale Blätter wie Zschokkes *Schweizer Bote* zu Börnes Entrüstung von Mißbrauch des Asylrechts durch die Polen. Leidenschaftlicher Pol-lenfreund, klagte Börne nun die Schweiz mit moralisierendem Pathos der Mißachtung der Menschenrechte an und warnte tatsächlich vor

Österreichs nie erloschenen Rachegeleüsten im Gedenken an den Geßlermord. (2/1001-1008)

Aus solcher Stimmung heraus war der eingangs angesprochene Brief an die von einer Schweizerreise zurückgekehrte Lyrikerin Eliza Sloman, der späteren Frau François Willes, geschrieben, die Börne nach ihren Reiseeindrücken fragte: „Welch ein schönes Land und welche häßlichen Menschen! Haben Sie sie auch kennengelernt, diese Gastwirts-Seelen, welchen alles feil ist? Wie haben sie sich wieder gezeigt in dieser letzten Zeit!“ ruft er aus und klagt die Eidgenossen an, ihren „alten Ruhm und ihre Freiheit“ (5/750) zu verkaufen. Diese letzte Auseinandersetzung Börnes mit der eidgenössischen Politik läßt noch einmal ahnen, mit welch widersprüchlichen Empfindungen er die Schweiz erlebte und verließ. Natur und Geschichte erfüllten, aufs Engste miteinander verflochten, seine lange gehegten Erwartungen; Mythos und gesellschaftliche wie politische Wirklichkeit hingegen erfuhr er als widerstreitende Elemente.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Landschaft, in welcher Region auch immer, uneingeschränkt in seiner Erinnerung aufgehoben war als Ideal ursprünglicher und unverrückbarer Schönheit. Diese Landschaft, ob in heroischer Gebirgskulisse oder in der unschuldigen Lieblichkeit der Täler und Weindörfer, zu der auch die Tierwelt, die Hirten und Kinder zu zählen waren, empfand und betrachtete Börne wie eine Geßnersche Idylle, der Zeitveränderung und Alltagswirklichkeit nahezu enthoben. Unterlegt und überhöht wird das bukolische Bild für ihn durch den legendengeschmückten Mythos der schweizerischen Freiheit, in der ihm Alpenwelt, archaisches Heldentum und uralter Österreichhaß zusammenfließen. Schon die Reiseschriftsteller des 18. Jahrhunderts hatten kritisch und z.T. parodistisch die Übereinstimmung alltäglicher Wirklichkeit mit dem überlieferten Idealbild heroischer Simplizität, frommer Biederkeit und unverbrüchlichem Unabhängigkeits- und Freiheitswillen in Frage gestellt.<sup>23</sup> Auch Goethe gehörte ja zu den kritischen Schweizreisenden, die in der sozialen Hierarchie den untertänigen Charakter der Schweizer erkannt haben wollten.<sup>24</sup>

<sup>23</sup> Günter Oesterle (Anm. 3); im selben Sinn auch Gonthier-Louis Fink: Die Schweiz im Spiegel deutscher Zeitschriften (1772-1789). Bild und Wirklichkeit. (Anm. 2), S. 57-59.

<sup>24</sup> J. W. von Goethe: *Briefe aus der Schweiz*, 1. Abt. „Frei wären die Schweizer? Frei diese wohlhabenden Bürger in den verschlossenen Städten? frei diese armen Teufel an ihren Klippen und Felsen? Was man den Menschen nicht alles weißmachen kann!“ Zit. nach Günter Oesterle (Anm. 3), S. 91.



Inzwischen war ein halbes Jahrhundert durch die Eidgenossenschaft gegangen, mit seinen revolutionären Stürmen kaum dazu angetan, das Bewußtsein friedlicher Einigkeit zu fördern:

„Die Feindschaft zwischen Aristokraten und Demokraten ist unmenschlich. Man kann durchaus mit beiden Parteien nicht zugleich umgehen, wie ich es möchte“ (5/331), hatte Börne schon kurz nach seiner Ankunft in Aarau im September 1832 in gewohnter Übertreibung geschrieben. Er, der sich den einengenden deutschen Verhältnissen nach Frankreich entzogen hatte und dort ein wohlgelittener Fremder blieb, er dachte die vielgerühmte reine Luft der Schweiz auch im sozialen Bereich von Freiheit und Gleichheit atmen zu können; die polarisierte Gesellschaft, die er vorfand, schien ihn eines Besseren belehrt zu haben: „schlimmere Philister als die Deutschen“, feiner, aber steifer als die Franzosen, Staatsmänner im Kleinstadtformat, geldgierige Gastwirte: Sein Maßstab liegt deutlich jenseits der Schweizer Grenzen. Zuletzt hat die eidgenössische Asylpolitik das Idealbild der Schweiz für ihn zur unerreichbaren Utopie werden lassen.